

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DREIUNDZWANZIGSTER BAND  
1990 – 1992

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

## GEDENKWORTE

SIR RONALD SYME

11. 3. 1903 – 4. 9. 1989



*Ronald Syme.*

*Gedenkworte für*  
SIR RONALD SYME

*von*  
*Golo Mann*

*Verlesen von Helmut Coing*

---

Über das Riesenwerk Sir Ronald Symes könnten nur seine Fachkollegen, am besten einer seiner zahlreichen Schüler, Auskunft geben. Ihr Redner könnte es nicht, auch wenn ihm so viele Stunden zur Verfügung stünden, wie es Minuten sind. Er kann nur seine Bewunderung des Verstorbenen flüchtig begründen.

Symes Geburtsort ist Eltham im Norden von Neuseeland, das Datum März 1903. Während zweier Jahre studierte er im Victoria University College in Wellington. Seine Staatsangehörigkeit gab er nie auf, trotz der zahlreichen Ehren, Knighthood, Order of Merit, die höchsten akademischen Ehren, die ihm in England zuteil wurden. Ein Werk, das ihm lange vorschwebte, das er aber nie schrieb, sollte »Der Provinzler in Rom« heißen. Da dachte er wohl auch an den Provinzler in England, der er gerne geblieben wäre, aber angesichts seiner Erfolge, seines doch mehr englischen als neuseeländischen Ruhmes kaum bleiben konnte. 1927 wechselte er nach Oxford, Oriel College. Dort gewann er gleich im ersten Jahr von vier klassischen Preisen drei, indem er besonders schwierige englische Texte, Prosa

und Gedichte, ins Lateinische und Griechische übertrug, der erste und gewiß nicht der leichteste Triumph des Provinzlers. Es folgten die Ernennungen eines glücksbegabten Könners Schritt für Schritt: Fellow of Trinity College, Tutor in Ancient History 1929–49; Camden, Professor of Ancient History bis zum Ruhestand. Danach Extraordinary Fellow im Wolfson College, Inhaber der angenehmsten Wohnung ohne jede Verpflichtung, wohl seine glücklichste Zeit. Jedoch gibt es die Ansicht, daß er ein echter Oxforder nie gewesen sei; er brauchte die weite Welt, entsprechende Reisen und Verpflichtungen, etwa als Generalsekretär einer Branche der *Unesco*.

Die Sitzungen unseres Ordens besuchte er regelmäßig, die offiziellen wie jene im Herbst. Die Zusammensetzung der Mitglieder, das Übernationale schien ihm zu gefallen. Gerne sagte er deutsche Gedichte auf, nicht die allerneuesten. Auch war er ein Weinkenner. Von seinen Arbeiten sprach er nie, es wäre denn, man hätte ihm direkt eine Frage gestellt.

Hier ein Wort über seine deutschen Kollegen oder Vorgänger. In dem ersten seiner beiden Hauptwerke, *The Roman Revolution*, werden nämlich neben den englischen ausschließlich deutsche Autoren zitiert, keine französischen, ein einziges Mal ein Italiener. Theodor Mommsens »Römische Geschichte« scheint er nicht sonderlich zu schätzen, vielleicht wegen dessen Verhimmelung Caesars, in Erwartung eines Deutschen. Nur einmal bemüht er Mommsens »Römische Forschungen«, erschienen 1864. Es sind die deutschen Forscher des frühen 20. Jahrhunderts, denen er am meisten verdankt; vor allem Gelzer, »Die Nobilität der Römischen Republik«, 1912, und Münzer, »Römische Adelsparteien und Adelsfamilien«, 1920, und zahlreiche andere deutsche Romhistoriker dieser Epoche. Über Gelzer in einer Fußnote: »Gelzers sehr klare Darlegung des Charakters der römischen Gesellschaft und Politik, nämlich als ein Bündel persönlicher Verpflichtungen, befolge ich genau.« Über Münzer: »Vergleiche Münzers Betrachtungen über das bewußte Verbergen des wahren Charakters der römischen Politik zu ihren eigensten Zwecken, in »Römischen Adelsparteien und Adelsfamilien«, 1920.« Sind dies die beiden für sein eigenes Unternehmen interessantesten Wer-

ke, so verfolgte er auch deutsche Doktor-Dissertationen bis hin zum Jahre 58, also ein Jahr bevor sein Werk erschien, und zitierte sie auf das genaueste, wenn er es brauchen konnte. Bezeichnend für Syme, bezeichnend aber auch für die akademische Wirklichkeit in Deutschland während jener zwölf Jahre. Der Germanist mußte schreiben, was den Machthabern gefiel. Der Student der Antike war durchaus frei, denn wen interessierte das schon. Eben darum gab es damals junge deutsche Germanisten, welche zur Antike hinüber wechselten.

Über Symes erstes Hauptwerk, *The Roman Revolution*, nur ein kurzes Wort, es ist ja auch in deutscher Übersetzung zu finden. Hinreißend geschrieben, im Stil etwa Macaulays, ist es gleichzeitig voller Gedanken und Warnungen vor Mißverständnissen. Nur ein Zitat als Beispiel: »Aber es wird nicht genügen, Augustus von schiefer Verherrlichung zu befreien und die Zeugnisse der besiegten Parteien wiederzubeleben. Das würde nur eine Form der Biographie durch die andere ersetzen. Im schlechten Fall ist Biographie flach und schematisch; im besten wird sie doch leicht verwirrt durch die verborgenen Widersprüche in des Menschen Natur. Auch mag das Insistieren auf Charakter und Taten einer Persönlichkeit der Historie dramatische Einheit geben auf Kosten der Wahrheit ... Die Regierung des Augustus war die Regierung einer Partei, sein Prinzipat ein Syndikat ... Die Generale, Diplomaten und Bankiers der Revolutionszeit trifft man in der Republik des Augustus wieder als dessen Minister und Agenten, die gleichen Männer in unterschiedlicher Kleidung.« Nun, das sind uns heute wohl sehr vertraute Weisheiten, was sie im ersten Drittel des Jahrhunderts so nicht waren. Über das politische Können des achtzehnjährigen Octavian, Julius Caesars Großneffen und Erben, lesen wir: »Soldaten und Geld war das Erste, das Nächste Geschick und Entschlossenheit, sie zu gebrauchen. Sein angeborenes, römisches Mißtrauen gegenüber jeder Theorie, ein heller Sinn für den Unterschied zwischen Worten und Wirklichkeit, eine flüchtige Bekanntschaft mit römischer Politik – soviel besaß er und das war alles, was er brauchte. Heute glaubt man wohl, die Wissenschaft von der Politik bestätigt es, daß die Kunst des

Regierens sich aus Büchern lernen läßt. Die revolutionäre Laufbahn von Caesars Erben läßt keine Spur theoretischer Studien entdecken; täte sie es, so wäre sie anders und sehr, sehr kurz gewesen.« Die eigentliche Erzählung beginnt dann mit der Herrschaft des Pompeius, den der Autor auf den Tod nicht leiden kann. »Die Laufbahn des Pompeius begann mit Betrug und Gewalt. Mit Verrat und Verachtung der Gesetze wurde sie fortgeführt ...« Der Autor berichtet dann, wie Pompeius sich mit einem anderen Armeebesitzer, Crassus, verband, wie sie beide dem zweiten Stand, den Rittern, Vorteile verschafften, für die jene sich mit barer Münze bedankten, wie das sogenannte Volk, vertreten durch einen der Tribunen, ihm ein Kommando über die Piraten des Meeres zuerkennt, was ihn de facto zum Herrn über das ganze Imperium macht. »Vor vier Jahren war er nicht einmal ein Mitglied des Senats gewesen. Der Verfall der Republik, der Drang hin zur Herrschaft eines einzigen Imperators, war offenbar und eindrucksvoll genug.« ... Soviel oder richtiger so wenig über Symes erstes großes Werk. Dazu noch eines. Das Interesse des Autors galt stark überwiegend den Klassen, den Ständen, die Einfluß auf das politische Geschehen besaßen, wozu die Legionen und ihre Kommandanten durchaus gehören konnten; nicht aber die breiten Massen Roms oder anderer großer Städte des Imperiums. Er gab das zu. Darin gehört er zum ersten Drittel, der ersten Hälfte des Jahrhunderts, nicht zur zweiten, in dem das Leben und Sterben während einer bestimmten Epoche, sagen wir in einem einzigen französischen Departement die Haupt- und Staatsaktionen verdrängt hat. Er ist ein Erzähler; die Ergebnisse jener Forschungen stellen sich dar, aber sie erzählen sie nicht. Wie sehr Syme Erzähler war, zeigt sich am deutlichsten in seinem in den fünfziger Jahren entstandenen zweibändigen Werk über Tacitus; es folgte noch ein Band schmaler Artikel und Vorträge über ihn. Wohl könnte man jemanden, der heute über Tacitus sich äußern wollte, fragen: Was wollen Sie denn nach Syme noch Neues sagen? Nicht zum wenigsten eindrucksvoll ist der Anhang. Im Kapitel »Stil und Worte« finden wir lateinische Vokabeln, die bei Tacitus überhaupt nicht vorkommen, solche, die er nur in seinen frühesten, geringfügigen Schriften



gebraucht, solche, die nach seinem ersten großen Werk, den »Historiae«, verschwinden, während andere nur in diesem Werk erscheinen, Worte, die in dem späteren großen Werk, den »Annalen«, wohl auch auftreten, aber in leicht veränderter Form, *claritudo* anstatt *claritas*, *senectus* anstatt *senecta*, und so fort, dann wieder Worte, die nur in Reden vorkommen, und dergleichen mehr. Diese Arbeit muß eine wahrhaft herkulische gewesen sein. Aber Worte gehören zum Stil, und wie der Stil des Tacitus reifer wurde, bis hin zum Spätwerk, den »Annalen«, was er annahm von Livius, von Sallust oder von Historikern, von denen wir nur die Namen kennen, sein spät nachfolgender Historiker will es wissen. Es mag dem jungen Syme mit Tacitus ungefähr so gegangen sein, wie dem jungen Nietzsche mit Sallust, wie er in seiner Spätzeit erzählt: »Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil, erwachte fast augenblicklich mit Sallust ... Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grunde, eine kalte Bosheit gegen das »schöne Wort«, auch das »schöne Gefühl« – daran erriet ich mich. Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernste Ambition nach *römischem*, nach dem »Aere perennius« im Stil bei mir wieder erkennen.« So Nietzsche. Ähnlich mag es Syme mit Tacitus ergangen sein, dem er in seiner Reifezeit so viel Arbeit widmete. So mit der Frage, woher sein Idol stammte. Syme ist sicher, daß er mit der ehemals gewaltigen Dynastie der Cornelier, welcher die Scipionen, auch Sulla, angehörten, nichts zu tun hat. Auch nichts mit jenen zehntausend Sklaven, die Sulla in die Freiheit entließ und die sich alle Cornelius nennen durften. Fest steht für Syme, daß der Vater seines Helden dem zweiten, dem Ritterstand angehörte und als Proprætor in der Provinz Belgien, Belgica, waltete, daß der Sohn sich mit den Rheinlanden vertraut zeigte und in einer der dortigen Städte, etwa Augusta Trevirorum oder Colonia Claudia, das Licht der Welt erblickte. Woher der Vater kam, aus Spanien, Gallien, aus Gallia Narbonensis, heute Provence, aus Gallia Cisalpina, heute Norditalien, weiß man nicht und braucht es auch nicht zu wissen. Was mir Syme nicht ganz deutlich zu machen scheint: Warum Tacitus, anderthalb Jahrhunderte nach dem Untergang der römischen Republik, ihr nachtrauert, als ob er Cato der

Jüngere wäre, da er doch weiß, daß die Verfassung der Republik längst ein Betrug geworden war, daß sie in einer Kette blutigster Bürgerkriege endete, ferner, daß Augustus nicht nur den bürgerlichen Frieden wiederherstellte, sondern auch den Italienern den Weg zu den höchsten Ämtern öffnete, wie dann die Nachfolger es für die Gallier und Spanier besorgten. Auch kam er selber mit den flavischen Kaisern recht gut aus, mit den Antoninen vorzüglich; noch immer war das Konsulat das höchste erreichbare Amt, mit dem Eintritt in die Nobilität untrennbar verbunden. Auf der letzten Seite seines Werkes, vor dem Anhang, bietet denn auch Ronald Syme ein persönliches Tacitus-Zitat:

»Die Balbi, die aus Spanien kamen, sind gut genug, und nicht weniger ruhmvolle Männer kamen aus Gallia Narbonensis; ihre Nachfahren sind unter uns und sie lieben ihr römisches Vaterland so sehr wie wir...« Dazu Syme: »Die Ironie ist zurückhaltend und eindrucksvoll. Als Tacitus schrieb, gewannen Männer aus den Kolonien und Provinzen den Platz der Caesaren. Nur einen höheren Ruhm gab es noch: den literarischen. Ihn konnte man auch in der Epoche der Traian und Hadrian guten Mutes erstreben. Männer und Dynastien gehen vorüber; Stil lebt fort.«

Ein Wort über Syme und die große französische Literatur. Er kannte sie genau und liebte sie, am meisten Stendhal, der dann auch in der *Roman Revolution* plötzlich erscheint: die Schreibart des römischen Historikers Pollio sei wie jene Stendhals *durus et siccus*, hart und trocken gewesen. Leider kennt man Pollio nur aus zweiter Hand. Aber auch Marcel Proust, der ja nun keineswegs *siccus* ist, gehörte zu Symes bevorzugten Franzosen. Gelegentlich erzählte er uns von der Idee, in Paris einen Vortrag über Tacitus und Proust zu halten: Die Julio-Claudische Dynastie, endend in Nero, die fürstliche Familie der Guermantes, endend mit dem Baron de Charlus. Ob dies interessante, ein wenig gewagte Projekt ausgeführt wurde, ist Ihrem Redner unbekannt.

Auch kann er über den größeren, bunteren Teil von Sir Ronald Symes Lebenswerk, gesammelt in einer Reihe von »Papers« oder sonst in gelehrten Zeitschriften, nur aus zweiter Hand kurz berichten. Sel-

ber niemals Soldat, war Syme doch an der militärischen Seite von Roms Imperialismus stärkstens interessiert, wie einer, der dies erstaunliche Reich verstehen wollte, es ja sein mußte: die Legionen kamen zuerst, die Verpflanzung römischer Kultur oder ihre Verbindung mit einheimischen Traditionen danach. So handelt denn der erste gedruckte Artikel des fünfundzwanzigjährigen Syme von den römischen Legionen unter Kaiser Domitian, wobei er englische und deutsche Vorgänger immerhin korrigieren konnte. Danach kaum noch zu zählende geographisch-militärische Untersuchungen. Über die endliche Unterwerfung des spanischen Nordwestens, über die Dritte Legio Augusta in Nordafrika, über die untere Donau zur Zeit des Kaisers Trajan, zu finden in »Danubian Papers«; hier unternahm Syme eine Anzahl Fußwanderungen, um römische Garnisonen zu identifizieren. Nicht weniger stark war sein geographisch-friedliches Interesse; hier ging es um den wachsenden Einfluß der Italiener, die schon unter Augustus zu ihrem vollen Recht als Römer kamen, dann um die Städte Spaniens, Galliens, des Rheins und Germania südlich des Limes. In seinem Werk über Tacitus spielt dann Griechenland eine wachsende Rolle; hier nicht so sehr die Städte, wie deren geistreiche Bürger, in Rom ehemals als Graeculi mit Ironie betrachtet, nun aber sich bedeutende Rollen gewinnend, allerdings nicht zur Freude des Tacitus.

Um ein letztes Mal auf Sir Ronalds großes Werk über diesen Historiker zurückzukommen: Der Autor war ein Erzähler von Haus. So finden wir in jenen zwei Bänden meist zwei Erzähler am Werk, den vor 1900 Jahren und den vor einigen dreißig Jahren Schreibenden. Auch liebte der Autor es, seinen Leser zu überraschen. Hierfür nur ein Beispiel. Er gibt eine von Tacitus erfundene Rede des alten Galba wieder, des ersten der drei unglücklichen Soldatenkaiser der Jahre 68–69. Galba, schon alt, nach Tacitus »capax imperii nisi imperasset«, ein guter Regent, wenn er nur nie regiert hätte, Galba also hatte einen Aristokraten aus dem Hause der Pisonen zum Nachfolger ernannt. Er beendet seine Rede mit einem Lob des goldenen Mittelweges: Die Römer können die Extreme weder völliger Freiheit noch völligen Zwanges ertragen. Indem er sich rechtzeitig einen Nachfol-

ger erwählte, hielt er sich an das Vorbild des Augustus, mit dem Unterschied, daß dieser ihn in der eigenen Familie suchte, er, Galba, aber im Staate. Da nun diese Rede von Tacitus erfunden ist, so verdient sie genauestes Studium. Das kostbare Dokument ist nichts anderes als des Historikers eigenstes politisches Glaubensbekenntnis. So wenigstens hat es eine gute Anzahl von Interpreten verstanden. Eine übereilte, unvorsichtige Auffassung! Tacitäische Reden, so der Kritiker, können sehr wohl zweideutig sein. Es gilt, ihre Sprache genauestens zu prüfen und mit dem Zusammenhang der Situation zu vergleichen. Galbas Redeweise ist höchst konventionell und darum verdächtig. Über die Tatsachen leicht sich hinwegsetzend, behauptet er kühn, »von den Göttern und Menschen zum Imperium berufen worden zu sein. Dann folgt die unvermeidliche Anrufung des Augustus ...« Genug, was Tacitus in Wahrheit zeigen will, ist die prekäre Lage, in welcher der neue Kaiser sich befindet und von der auch die Adoption seines Nachfolgers ihn nicht retten kann.

Damit muß Ihr Redner seinen dürftigen Gang durch dies große Lebenswerk beschließen. Ein letztes Mal besuchte Sir Ronald ein Treffen der Mitglieder unseres Ordens September 1988 im bayerischen Landshut. Hatte im Vorjahr die steile Marmortreppe im Pompejanum Ludwigs I. in der Rheinpfalz ihm einige Schwierigkeiten gemacht, belohnt freilich durch die Schönheit der Gegend und des Schlosses, so war der britische Gast in dem Landshuter Hotel denkbar bequem aufgehoben. Wie immer machte er die Führungen durch die Stadt mit, das Münster, die hochgelegene Burg der alten Herzoge von Niederbayern mit dem weiten Blick über das Land; wie immer nahm er an den Diskussionen wie an den Mahlzeiten teil. Daß ich mich während der letzten neben ihn setzte, dessen muß ich im Rückblick froh sein. Am 1. September des folgenden Jahres gedachte er – zur Wiederkehr des Tages, an dem sein erstes Hauptwerk vor fünfzig Jahren erschienen war –, ein kleines Fest zu veranstalten. Danach wurde er in Salamanca mit gespanntestem Interesse zu einem Vortrag erwartet. Aus beidem wurde nichts mehr; Sir Ronald starb am 4. September, nach kurzer Krankheit.